

Zeitschrift: FRAZ : Frauenzeitung
Band: - (1999-2000)
Heft: 3

Artikel: Whatever happened : Kurzgeschichte
Autor: Schnider, Kristin T.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1053974>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Whatever happened

Mother, dearest, Mutter, Liebste, wie Dich anreden? Ich weiss nur, ich erinnere mich, dass ich Dir einmal einen Brief schreiben wollte. Das ist klassisch, nicht wahr. In dem von mir wahrgenommenen Weltsplitter wimmeln Briefe an Elternteile, verkommen in den Köpfen der Kinder, ungeschrieben, drängen sich, umgeschrieben, in eine Öffentlichkeit, an der die ursprünglich Angesprochenen selten teilhaben, Aufschreie, Lamenti, nicht enden wollende Vorträge, die Menschen anfallsartig einander über die Altvorderen zumuten, werden zusammen mit ihren Begleitausdünstungen aus den Fenstern so manches nächtlich verrauchten Wohn- oder Schlafzimmers, hauptsächlich aber der Küche, gelassen, sie steigen nicht auf zu einem alles fraglos behütenden Himmel, verpuffen. Ich habe nie viel über Dich gesprochen, Mama.

Diesen Brief wirst Du nie erhalten, natürlich. Nicht einmal weil ich ihn weder in Schrift kleiden, noch in lesbarer Form abschicken werde, kokett, ihn jahrelang als nützlichen Ballast herumtragen und ab und zu hervorgegraben oder aus Silikontiefen aufrufen werde, um ihn im peinlichsten Falle schluchzend der besten Freundin, dem Hausfreund, der unvermeidlichen Therapeutensperson vorzulesen, aus ihm trunken und lachend die «besten Stellen» zu zitieren in einer feuchtfröhlichen Elternschlachtrunde, um auch zu punkten.

Es ist simpel, Mum. Keine Ahnung habe ich, wohin ich ihn senden könnte.

Darüber will ich jetzt nicht nachdenken, ich vermeide es, über solche Sachverhalte zu sinnieren, ich will meine Zeit nicht mit irrationalen Gedankengängen verschwenden, vor allem in diesem Brief an Dich, Mutter, nicht, abgesehen davon ist dieses irrationales Gedankenzeugs zu allen Zeiten müssig, will niemanden damit belasten, belästigen, mich selbst nicht.

Ich habe nie viel an Dich gedacht, Mutter, klingt das hart, Mama, es war so, dass Bilder von Dir innen vor mir standen, plötzlich, Momentaufnahmen. Angeguckt habe ich sie mir still, kaum je mit geschlossenen Augen. Szenarien habe ich ruhig ablaufen lassen, kleine Filme, Diashows, Mutterpräsentationsfolien wurden von einem immer wieder in Vergessenheit geratenen Innenhellerprojektor als unscharfes Licht- und Schattenspiel, in Momenten kurzer Ichdämmerungen auf die Innenwände meines kaum je von mir aufgesuchten Verliesses geworfen, rücksichtslos flackernd, spürbar im Fleisch sogar, das mit solchen Auführungen nichts zu tun haben will. Dann jeweils liess ich mich soweit hinreissen, es zu bedauern, dass dieser Projektor sich selbst ausschaltete, sofort, Show zu Ende, kein kurz verharrendes Licht im Verlies liess, Mutter, Bilder von Dir, Schluss, wieder Dunkelheit wie zuvor, Schluss.

Da endete nichts. Weiss ich jetzt. Nicht nur, dass die Bilder immer wieder kamen. Ich sie kalt zur Kenntnis nahm, mich anderem zuwandte während der rucklig ablaufenden Diashow, – ich erlachte mich dabei, ein hörbares Klacken zu vermissen von Bild zu Bild –, verhandelte, telefonierte ohne Unterbruch, den Ball kräftig wie immer an die Wand schmetterte mit fließenden Bewegungen, – Innenhellerprojektor schaltet sich an, schaltet sich aus –, während des wöchentlichen Squashspiels mit einer Arbeitskollegin, ja Mum.

Mutter jetzt füllst Du mich aus, Du hast es geschafft. Das Schlimmste: nur ein einziges Bild sehe ich jetzt vor mir, ob ich die Augen schliesse, sanft, oder sie krampfhaft zudrücke, mitunter mithilfe der Handknöchel sogar. Ja Mum, auch wenn ich vor mich hinstarre und mich bemühe, zu erkennen, wie sich auf dem höckrigen Verputz der Küchenwand die Figuren formieren könnten, die gewöhnlich spätabends und nachts ihren Reigen auszuführen beginnen, wenn ich müde bin, selbst- und weltvergessen vergeblich den folgenden Tag planen will, ruhig dasitzend, die Hände um eine letzte Tasse Tee, Knie angezogen, die Fersen auf dem Stuhlrest nach meinen Hinterbacken balancierend, die Zehen leicht vor sich hin wackelnd... Mama, jetzt füllst Du mich aus.

Bist Du es. Ein Bild. Das Einzige von Dir, das in mir ein Leben begonnen hat, ohne dass ich es je gesehen, Dich so gesehen hätte, wofür ich dankbar bin, sein sollte, ein Bild nur, ganz gross, Mother, whatever happened to you, wäre dankbar, es nicht sehen zu müssen, so hast Du nie ausgesehen, nicht einmal in jenem Moment, ich weiss, Mutter, ich habe dieses Bild ganz alleine geschaffen, es dämpfte auf aus dem üblichen lästigen inneren Gebräu all dessen, was seit je her in einer vorhanden war und dessen, was über all die Jahre sich angesammelt hat, Mum, die Wände im Verlies sind feucht, es tropft von ihnen, es. Das Bild hat sich im Laufe des Tages – des Tages? – der Zeit verfestigt, jede und jeder kennt Polaroid: so.

Ein Bild. Mutter, Liebste. Du bist ganz alleine darauf. Bist Du's? Du füllst es aus. Es füllt mich aus.

Blut fällt mir ein, Blut. Ist dicker als Wasser, immer habe ich diese Sprüche gehasst, vermieden, blutsverwandt, das sind wir, wir drei, Blut, Mutter, Du und ich und mein Bruder, Muttertier.

Du hast es geschafft, als ob ich wüsste, dass Du das je wolltest, klassisch nicht, diese Vorstellung, Mutter. Das «Klassische» grenzt an das Lächerliche, lächerlich kommt mir vor, was ich zwischendurch empfinde angesichts dieses Bildes; über das Lächerliche wird kaum je wirklich gelacht, über die lächerlichen Dinge und Menschen kann nicht gelacht

Kristin T. Schnider
geboren 1960 in London, Schriftstellerin, lebt und arbeitet in Wassen. Bisher veröffentlichte sie «Die Kodiererin» (1989), «DIN-A» (1991), «Ich wollte töten» (1994) und «NYSKY» (1996). Der vorliegende Text ist ein Auszug aus einem noch unveröffentlichten Manuskript.

to my Mothers?

Kristin T. Schnider

werden, die Wahrnehmung ihrer Lächerlichkeit verstopft den Weg vom Bauch zum Halszäpfchen, wohl beginnen die Organe unterwegs sich Konvulsionen hinzugeben, aber nicht denjenigen befreienden Gelächters. Mami, ich muss schlucken. Mami, ich schäme mich.

Dieses Bild von Dir unfreiwillig sehend, mal betrachtend, oft bemüht, es zu ignorieren, weiss ich nicht, will ich nicht wissen, warum ich nicht entscheiden kann, warum ich zu keiner klaren, einzigen Gefühlsregung finden kann, ich darf nicht wissen, weshalb ich nicht eine einzige, klare Gefühlsregung als angemessene Reaktion auf dieses Bild finden kann, das ich, ich weiss es doch, selbst heraufbeschworen habe und, Mutter, versteh mich recht, selbst eine einzige Gefühlsregung, eine klare, setzt sich zusammen aus mehreren, voneinander sogar unabhängig scheinenden Impulsen, ich weiss das, Mutter, ich habe Angst, Mum.

Es macht mir zu schaffen, dass ich dieses Bild von Dir, und ich hoffe, ich bete beinahe, – sehr uncharakteristisch –, dass es nicht das Einzige sein wird, das mir bleibt, von Dir, Mother, dearest, ab und an völlig ohne Emotionen zur Kenntnis nehme, kein Erschrecken, nicht einmal das, obwohl ich mir der Informationen völlig bewusst bin, die an der Entwicklung dieses Bildes mitbeteiligt sind.

Schuld fällt mir ein, Mutter, das Wort. Es ist ein Wort, nicht wahr, Mum?

Ich wurde heute ins Bild gesetzt, war es gestern, ich weiss nicht. Ausgerechnet im Nachspann zu schriellen Abfolgen dieses immerselben, neuen Bildes von Dir, emotionslos betrachtet, kommt es mir vor, – und damit stehe ich mitten auf dem Weg ins Irrrationale, das ich so hartnäckig wie immer, Mutti, Du weisst es, zu vermeiden trachte, – als käme dieses Bild aus einem Morgen zu mir, das obwohl unmöglich, bereits stattgefunden hat, und dies mehrmals, Mother, Dear.

Ich gebe es zu. Ich muss es heute zugeben und Dir mitteilen, Mutter, ich gebe mich der Unsinnigkeit, der Vergeblichkeit hin, wie ich mich noch nie etwas, geschweige denn jemandem, hingegeben habe, Mum, Dir einen Brief zu schreiben, den Du nie erhalten wirst, weil Du nicht kannst.

Wie sie es an sich haben, klingelten sie, als ich schlief. Ich nehme an, es war Morgen, ein «Mitten-In-Der-Nacht-Morgen», es war bereits hell, ich nehme an, das war so, weil Sommer ist, sie klingelten nicht einmal und nicht zweimal, sie klingelten noch, als ich die Tür bereits geöffnet hatte, «sie» waren zwei Männer, denen ihr Beruf sofort anzusehen ist, sie waren, wie es heisst «in Zivil», sie waren behutsam, sie schlugen vor,

dass ich mir einen Kaffee, oder was ich sonst gerne trinken würde, zubereiten solle, sie sagten gleichzeitig, ich solle mich setzen, ich fragte, wie ich mir denn im Sitzen einen Tee machen solle, niemand lachte, wir bestätigten einander, was wir bereits voneinander wussten: sie waren von der Kriminalpolizei und ich war Deine Tochter.

Mother, dearest, ich frage mich, ob die Tatsache, dass ich Deine Tochter bin, nicht doch bestehen bleibt, auch wenn sie mir sagten, dass sie Dich in Deinem Blut liegend gefunden hätten und erstaunt seien, dass ich dazu nichts zu sagen hätte, keinen Ton, nichts, ich nahm zur Kenntnis, wie ich es an mir habe, ich beantwortete ihre Fragen ruhig, höflich, Du weisst wie das ist, Mum, wie ich das tue, wusstest Du es, ich bleibe Deine Tochter, nicht wahr, auch wenn dieses absurde Bild, das ich jetzt vor mir sehe, mir mindestens zu verstehen gibt, wieder und wieder, dass Du zwar meine Mutter sein magst, aber strikt gesehen, nicht mehr bist.

Mum, ich habe dieses Bild schon gesehen. Ich sage es Dir jetzt. Hunderte von Malen. Ich habe sie nach nichts gefragt. Sie gingen nach einiger Zeit. Langsamer als sie gekommen waren. Sie würden fahnden, beteuerten sie mir, obwohl sie den Verdächtigen bereits in Untersuchungshaft verbracht hätten, sie hätten ihn am Tatort vorgefunden, also nicht anders handeln können, aber, sagten sie zu mir, sie seien gewissenhaft. Ja, sagte ich. Guten Tag.

Mum, ich ertrage kaum, dass ich das Bild jetzt sehen muss, – doch, es ist neu, Mutter, versteh, ich gestehe, ich hatte es mehrmals gesehen, wie ich all die Bilder von Dir in mir sah, aber es ist neu, weil sie bei mir geklingelt haben, heute oder gestern, Du weisst auch, dass ich die Morgenzeit verabscheue, Mutter, glaub mir...

Wie siehst Du nur aus, Mami, ich erkenne Dich, Du bist es.

Ich kann nichts dafür.

Glaub mir.